

Wir wollten alles anders machen¹

Es war an einem Samstagvormittag im Frühjahr 1948, als sich wie jede Woche die Studierenden der Pädagogischen Akademie Lüdenscheid im großen Hörsaal zur Stunde der Gegenwart' zusammenfanden. Wie die Woche beschwingt mit dem Offenen Singen, mit heiteren und getragenen Liedern, oft mehrstimmig gesungen, begann, endete sie mit Vorträgen und Diskussionen zu den politischen Fragen der Zeit. Ich erinnere mich an eindrucksvolle Vorträge führender Politiker, Wissenschaftler oder Männer der Kirche.

Unvergessen aber die versöhnenden und ermutigenden Worte von Mr. Wilkenson, dem für unsere Akademie zuständigen britischen Offizier, mit denen er der Jugend des Gegners von gestern den Weg in eine friedliche und demokratische Zukunft wies. In diesen Veranstaltungen hörten wir aber auch von den demokratischen Traditionen in unserer Volke, die anschaulich wurden in einer Feierstunde zur 100jährigen Wiederkehr der ersten bürgerlich-demokratischen Revolution.

Aus diesen Wurzeln stammte auch die fortschrittliche deutsche - Lehrerbewegung, die ihre ersten Höhepunkte um das Jahr 1848 erlebte. An jenem Frühjahrstag erfuhr ich zum ersten Mal von den bedeutenden Lehrervereinen und Lehrerinnenvereinen des vergangenen Jahrhunderts, unter denen der Allgemeine Deutsche Lehrerinnen- und Lehrerverein heute vor 140 Jahren programmatische Grundsätze entwickelte, die richtungweisend vor allem für die deutschen Volksschullehrer blieben. H. Brinkmann, so hieß der Referent des ADLLV (Allgemeiner Deutscher Lehrer- und Lehrerinnen-Verband) brachte uns Tradition und politische Aufgabe der Lehrgewerkschaft mit leidenschaftlichen Worten nahe.

Wie so oft an diesen Samstagvormittagen hatte ich den Koffer schon gepackt, um nach der Veranstaltung zum Kleinbahnhof zu eilen, damit ich den letztmöglichen Zug der Kreisbahn erreichte, mit dem ich von Altena aus noch eine Verbindung in den Kreis Siegen bekam. Denn: die meisten von uns wollten zu Hause nicht nur ausspannen, mit Freunden oder Freundinnen zusammen sein, sondern neben sauberer Wäsche auch Verpflegung „auftanken“, die neben Maisbrot, Brotaufstrichersatz oder Steckrübensalat ein wenig mehr den Hunger stillte. Da rief Brinkmann uns auf, der Gewerkschaft beizutreten, um solidarisch mitzuwirken an den politischen und pädagogischen Veränderungen unseres Schulwesens: an diesem Tage wurden viele von uns Mitglied des ADLLV, der späteren Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft.

In einer Geschichte der Pädagogik' las ich neulich noch einmal, daß die ersten Jahre nach 1946 wenig Anlaß zu Optimismus boten. In der Tat schien die „reeducation“, wie sie von weiten Teilen der Besatzungsmächte praktiziert wurde, genauso mißlungen wie der Versuch, die Folgewirkungen des Nationalsozialismus zu überwinden. Allgemein gesehen ist dies sicherlich richtig, aber bei vielen jungen Leuten herrschte in den ersten Jahren nach 1945 eine Aufbruchstimmung, als gelte es eine Welt zu verändern. Erst allmählich, in den fünfziger Jahren, wendete sich das Blatt. Von nun an mußten die Veränderungen im Schulwesen den restaurativen Kräften, die vielerorts wieder das Sagen hatten, mühsam abgetrotzt werden.

¹ Wir wollten alles anders machen. Erinnerungen an die Jahre um 1948, in Endrejat, Helga:wie es damals war - Pädagogischer Alltag 1945 - 1955. Herausgegeben von der Max-Traeger-Stiftung. Frankfurt 1996, S. 257 - S. 261. ISBN 3-930813-14-9

Noch alles offen

Unsere Lehrerausbildung fiel aber in die Zeit, in der noch alles offen schien. In Vorlesungen und Seminaren lernten wir die Konzepte einer fortschrittlichen Schulreform kennen, und durch die Praxisnähe unseres Studiums wurden uns auch die Wege gezeigt, mit denen wir neue Ansätze der Pädagogik verwirklichen konnten. Unter den restriktiven Bedingungen des Schulwesens wurden von manchen jungen Lehrern und Lehrerinnen entscheidende Beiträge zur inneren Reform der Schule geleistet.

Das Wort Praxisschock kannten wir damals noch nicht. Ich erinnere mich beispielsweise an unser Landschulpraktikum. Zu Dritt waren wir an einer zweiklassigen Schule im Kreis Siegen tätig, in der wir die Oberstufenklasse unterrichteten. Da waren etwa 60 Jungen und Mädchen, die in zwei Abteilungen gegliedert waren, so daß jeweils das 5. und 6. Schuljahr sowie das 7. und 8. Schuljahr für sich unterrichtet wurden. Während wir in der ersten Hälfte der Unterrichtsstunde mit der einen Abteilung arbeiteten, wurde die andere „still“ beschäftigt. Der Wecker auf dem Tisch zeigte uns an, wann wir die Gruppe der Adressaten wechseln mußten.

Charakteristisch für den Unterricht waren auch die Rituale, mit denen der Unterricht eröffnet wurde: Das Schulgebet, danach ein munteres Lied, dann, falls Rechnen im Stundenplan stand, das 10-Minuten-Rechnen, schließlich die Kontrolle der Hausaufgaben, und dann erst der neue Unterrichtsstoff. Diese Phase der Sammlung, der Konzentrierung, hatte eine wichtige Funktion im schulischen Alltag.

Es waren praktische Grundfertigkeiten des Unterrichtens, die wir uns aneigneten; wir lernten am anschaulichen Beispiel aber auch, wie sich Schüler untereinander bei der Stillarbeit gegenseitig halfen, was durchaus erlaubt war, oder wie sie selbständig arbeiteten: Ansätze zu einem sozialen und individuellen Lernen, von dem ich später zehrte, als ich eigenverantwortlich unterrichten durfte.

Trotz dieser vielen positiven Eindrücke spürten wir doch bald, spätestens während des Stadtschulpraktikums im Unterricht nur mit einer Klasse und mit einem Unterrichtsstoff, wie viel besser sich ein geordneter Schulbetrieb auf das Lernen auswirkte. Viele von uns reflektierten ihre erste pädagogische Erfahrung deshalb auch vor dem Hintergrund politischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, und zusammen mit den Einsichten und Erkenntnissen, die wir in den Seminaren aus der Reformpädagogik gewonnen hatten, verdichteten sich diese Vorstellungen zu einem Bild von der neuen Schule, die den Bedürfnissen ihrer Schüler und Schülerinnen soweit wie möglich gerecht werden sollte.

Als ich mich 1949 nach beendetem Studium in Düsseldorf bei der Schule zum Dienstantritt meldete, da fragte mich die Konrektorin, die die Schule kommissarisch leitete, ob ich in der Gewerkschaft sei, und ob ich Sport unterrichten könne. Erst im Laufe der Zeit wurde mir der Hintergrund der ersten Frage deutlich. Die engagierte und politisch fortschrittliche Lehrerin kam aus der Tradition der Arbeiterbewegung. Ich erfuhr, daß meine Schule bis 1933 eine Weltliche Schule war, in der viele der Eltern unserer damaligen Schüler und Schülerinnen ihre Schulzeit verbracht hatten. Damit hatte ich bei der Elternschaft einen starken Rückhalt bei der Erprobung fortschrittlicher Ansätze der Pädagogik. Was mit der zweiten Frage gemeint war, wurde mir schnell deutlich. Es gab in dem großen Kollegium vor allem Frauen, und nur ein oder zwei ältere Lehrer, die vom Sportunterricht möglichst entbunden werden sollten.

Die Umsetzung schüleraktivierender und sozialer Unterrichtsmethoden stieß in den ersten Jahren jedoch noch auf einige Schwierigkeiten. Die Kinder saßen in viersitzigen Bänken, Lehr- und Unterrichtsmittel standen kaum zur Verfügung. Der Unterricht wurde durch viele Nebentätigkeiten gestört. Die Schule hatte eine Verteilungsfunktion übernommen, die für die gesundheitliche Förderung der Kinder sehr wichtig war: die tägliche Frühstückspause wurde zur Routine, in der die Kinder mit Milchsuppe oder Erbsensuppe versorgt wurden. Noch waren die alten Richtlinien und Lehrbücher nicht auf ihre Brauchbarkeit hin überprüft worden.

Die Eltern, oft alleinstehende Mütter, deren Männer gefallen waren, hatten nicht das Geld, die ein oder zwei Bücher zu bezahlen, die die Kinder brauchten. Mit sogenannten „Armenlemmitteln“ wurden die Mängel teilweise überbrückt. Unser neuer Rektor brachte neue Ideen mit. So führten wir in der Woche einmal nachmittags ein Filmveranstaltung durch. Obwohl wir keine „schwarze Kasse“ führen durften, nahmen wir ein Eintrittsgeld von 10 Pfennig, von dem die Kinder befreit waren, deren Eltern das Geld nicht aufbringen konnten. Aus diesem „Fond“ halfen wir wieder anderen Kindern. Soziale und solidarische Hilfe wurde überhaupt groß geschrieben. Ich erinnere mich, daß manche Kolleginnen und Kollegen notleidenden Familien finanziell halfen, ihre Kinder wenigstens einigermaßen kleiden zu können.

Von den "Filmgeldern" kauften wir ein kleines Umdruckgerät, mit dem wir Anschauungs- und Lernmaterialien herstellen konnten. Ich hatte mir von meinem Monatsgehalt, das für einen Junglehrer damals 219,67 DM betrug, auf Raten eine Kofferschreibmaschine gekauft, mit der ich meine Texte zu Papier brachte. Im Lernprozeß spielte der Unterrichtsfilm eine große Rolle. Damals gab es wohl kaum einen Volksschullehrer oder eine Volksschullehrerin, die nicht in der „Verwendung des Steh- und Laufbildes“ ausgebildet waren. So stand es wenigstens auf unseren Zeugnissen. Freiwillige Spiel- und Wandernachmittage brachten die Kinder untereinander näher, und zwischen ihnen und mir entwickelte sich langfristig ein partnerschaftlicher Kontakt, der sich auf die Unterrichtsatmosphäre positiv auswirkte.

Wir praktizierten eine Zusammenarbeit mit den Eltern, ehe noch Elternmitbestimmung von oben verordnet wurde. In unregelmäßigen Abständen führten wir Elternabende durch, und ich erinnere mich, daß ich einmal auch die Mütter am späten Nachmittag bei Kaffee und Kuchen zusammengeführt habe. Die Gespräche in einer freundlichen Atmosphäre, in jedem Jahr einmal ein Besuch bei den Eltern zu Hause - das waren Aktivitäten, die dieses Miteinander förderten.

Junglehrer

Wir gehörten als „Junglehrer“ zu unserer Schule wie alle anderen Lehrer und Lehrerinnen, mit den gleichen Aufgaben, mit der gleichen Verantwortung. Zweimal im Monat trafen wir uns nachmittags in der Junglehrerarbeitsgemeinschaft zu einer Art Seminarveranstaltung, und einmal im Monat führten Kollegen und Kolleginnen Unterricht in ihrer Klasse vor, der anschließend unter fachlichen und didaktischen Aspekten erörtert wurde. Bis zur zweiten Lehrerprüfung wurden wir durch ältere Kollegen und Kolleginnen, sogenannte Mentoren oder Mentorinnen, betreut, die einmal in der Woche bei uns den Unterricht besuchten, bei denen wir aber auch einmal in der Woche hospitierten. Die Mentoren mußten also auch zeigen, was sie unterrichtlich leisteten.

Als ich während meiner Zeit als Junglehrer zum ersten Mal vom Schulrat „besichtigt“ wurde, bekam ich eine ganze Reihe Verhaltensmaßregeln mit auf den Weg. Ich sollte vor der Klasse nicht herumspazieren, mich auf keinen Fall auf den Tisch setzen und schließlich müsse ich meine Jacke zuknöpfen. Vor der Klasse sollte ich stehen, alle Kinder im Blick. Zwei Jahre später, als ich im 6. Schuljahr

mehrere Monate lang 68 jungen und Mädchen in meiner Klasse zu unterrichten hatte, wußte ich, warum der Schulrat mir diesen Rat mit auf den Weg gegeben hatte.

Theo Albeck, unser Rektor, ehrenamtlicher Landesgeschäftsführer der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, sprach damals davon, daß wir in den nächsten zehn Jahren eine Klassenfrequenz von 40 Schülern erreichen müßten. Für uns war das wie eine Zukunftsvision. Wenn ich diese 40 Jahre Wandel des Schulwesens nicht selbst miterlebt hätte, würde ich nicht glauben, was sich in dieser Zeit alles verändert hat. Wenn wir aber eine ‚Geschichte der Pädagogik‘ aufschlagen, dann erfahren wir über interessante und wichtige Entwicklungen der Pädagogik in den früheren Jahrhunderten. Über die Veränderungen jedoch, die sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen haben, lesen wir nur wenig. Der eigentliche Wandel der alten Schule in eine neue, moderne, zukunftsorientierte Bildungseinrichtung, für die in den letzten 140 Jahren die pädagogischen und politischen Perspektiven entwickelt wurden, hat sich in dieser Zeit ereignet.

Das alles begann vor etwa 40 Jahren. Wir, die wir uns als Pimpfe und Hitler-Jungen, als Jungmädel oder als Arbeitsmädchen, als Luftwaffenhelfer oder als Soldaten einmal für die falschen Ideale begeistert hatten, erfuhren erst zu spät, wie wir um unsere Jugend betrogen worden waren. Doch - diejenigen, die nicht resignierten, wagten nach 1945 einen neuen Anfang. In Jugendverbänden, Hochschulen, Kirchen, Parteien und Gewerkschaften gingen sie daran, sich dafür einzusetzen, daß künftige Generationen junger Menschen in Freiheit und Frieden leben können. Einige von ihnen glaubten, dies als Lehrer oder Lehrerin am besten leisten zu können. Wir hatten aus der Vergangenheit gelernt; wir wollten alles anders machen.



Studenten der PA Lüdenscheid mit ihrem Dozenten Dr. Störmer
Bodo Brücher = 5. von rechts



Linkes Bild.
Im Unterricht

Rechts Bild:
Dienstantritt 1949
Links: Bodo Brücher